

Das gehört eindeutig zur Ordnung der Fantasie. Es mag ja sein, dass sich dort im Trainingsraum über dem Schwimmbad eine bunte Vielfalt unterschiedlicher Körper tummelt – hauptsächlich Frauen, eine schöne Bandbreite an Altersgruppen, Körperformen, Ethnien, der Diversität des dreizehnten Pariser Arrondissements entsprechend. Aber der Variationsreichtum hat auch Grenzen: Keineswegs sind alle Körper und Erfahrungen repräsentiert. Es ist eine Fantasie: ein Bild für die gemeinsame und freiwillige Teilhabe an einer dynamischen Tätigkeit – trainierende Körper, die auf individuelle Weise und voller Freude die Bewegungen von jemand anderem nachahmen –, das ich für das Übersetzen anbiete. Ich weiß, dass es eine Fantasie ist: meine eigene wunderbare Heterotopie. Und trotzdem schreibe ich sie nieder.

Ich bin Übersetzerin und Autorin – behaupte ich jedenfalls, wenn man mich fragt, was ich mache, beruflich. Es ist meine Art, den schriftstellerischen Part daran zu verdeutlichen – falls es hier noch Unklarheiten geben sollte. Angesichts der Tatsache, dass es hier allzu oft noch Unklarheiten gibt. Ich bin beim Unterrichten (ich bin Übersetzerin, Autorin und Dozentin) immer wieder überrascht, wie oft meine Studierenden überrascht reagieren, wenn sie herausfinden, dass Übersetzen auch etwas mit Schreiben zu tun hat, dass ein Interesse am Schreiben eine unverzichtbare Voraussetzung dafür ist, einfach deswegen, weil schriftliche Übersetzungen geschrieben werden müssen. Und das *Amateurhafte* ist dabei durchaus angemessen, denn *wie man es macht* und *ob man dazu in der Lage ist oder nicht* sind Fragen, auf die es keine von vornherein klaren Antworten gibt. „Hunderte Male saß ich schon Stunde um Stunde vor Passagen, deren Sinn ich vollkommen erfasste, ratlos, wie ich sie auf Englisch wiedergeben sollte“, schrieb Arthur Waley, ein „Übersetzer-Genie“, das Simon Leys in seinem Essay über literarische Übersetzung zitiert. Man kann also ein äußerst erfahrener und gefeierter Übersetzer und dennoch nicht imstande sein, die Art der schriftstellerischen Fragen (die Schwierigkeiten und Herausforderungen), die ein bestimmter Satz aufwirft, vorherzusehen. Oder nicht von Anfang an wissen, wie sie zu lösen sind. Aber dann fällt mir ein, dass auch ich Übersetzung einmal vor allem als Bewährungsprobe für linguistische und kulturelle Kompetenz verstanden habe: als Echtzeit-Überprüfung zur Feststellung dessen, was ich über die französische Sprache und Kultur wusste – was ich zu dem jeweiligen Zeitpunkt hätte wissen müssen. So wurde es mir und den anderen, die den Übersetzungskurs während unseres Auslandsjahrs ebenso hassten, vorgesetzt: als Stegreifdiagnose, die uns im Rückgriff auf Modellantworten zeigen sollte, was wir noch alles falsch machten.

Eine kleine Kunst, so drückte sich Lowe-Porter in den 1950er-Jahren aus. Eine kleine Kunst im Gegensatz zu großer Kunst. Weder besonders wichtig noch besonders ernsthaft. Sondern begrenzt, zurückhaltend. Jung (als wäre das Übersetzen nicht so alt wie das Sprechen selbst) und deswegen leicht zu bevormunden. Wir könnten uns hier lang und breit darüber auslassen, wie wenig hilfreich diese Einordnung ist, wie rückschrittlich. Sie könnten alle Kritikpunkte vorbringen, und ich würde zuhören und zustimmend nicken. Ich würde rüchhaltlos zustimmen. Die Hervorhebung der immensen Fertigkeiten und des Fachwissens von Übersetzenden wäre zum Beispiel eine Möglichkeit, die immer noch sehr verbreitete Geringschätzung ihrer Arbeit zu kontern. Das ging mir letztens durch den Kopf, als ich den Essay „Translation as Scholarship“<sup>†</sup> von Catherine Porter las. Als Wissenschaftlerin, Übersetzerin und Vorsitzende der Modern Language Association setzt Porter sich mit Überzeugungskraft dafür ein, dass „wissenschaftliche und literarische Übersetzungen“ innerhalb einer akademischen Laufbahn „der Publikation von wissenschaftlichen Monografien gleichgestellt werden, wenn es um Stellen, Promotionen und Ämter geht“. Die „qualifizierte übersetzende Wissenschaftlerin“, wie sie in Porters Essay beschrieben wird, ist – und das ist entscheidend – von vornherein dafür qualifiziert (noch vor Beginn der Arbeit ist sie bereits Übersetzerin und Wissenschaftlerin): Das lässt sie überhaupt erst entscheiden, was „einer Übersetzung würdig ist“, noch bevor sie ihre „vorrangigen Kenntnisse auf dem Gebiet, die gründliche Beherrschung mindestens zweier Sprachen und Kulturen plus hochentwickelten Forschungstechniken und scharfem kritischem Verstand“ überhaupt unter Beweis gestellt hat. Porters Essay schließt daher folgendermaßen: „Wenn wir uns nicht der Illusion hingeben wollen, dass die einzig wichtige Literatur und die einzige Forschung von Wert auf Englisch und vielleicht noch in einer Handvoll weiterer Sprachen, die wir zufällig lesen können, veröffentlicht werden, dann müssen wir anerkennen, dass verlässliche Übersetzungen von fähigen, wissenschaftlich tätigen Übersetzerinnen und Übersetzern entscheidend zur zuverlässigen Weiterentwicklung unserer Fachgebiete beitragen. Wenn wir uns darin einig sind, dann sollten wir auch unsere Personalpolitik dahingehend ändern, dass wir diese wissenschaftlich tätigen Übersetzerinnen und Übersetzer als vollwertige Kollegen und Kolleginnen anerkennen und ihre Arbeit entsprechend bewerten.“

Die gleichen Argumente finde ich auch in Bezug auf die literarische Übersetzung: In einem Artikel, der sich unter anderem mit den Reaktionen auf Janet Malcolms kontroversen *New York Review of Books-Essay* „Socks“ beschäftigt, in dem sie die Tolstoi-Übersetzungen von Constance Garnett lobt (und die Neuübersetzungen von Richard Pevear und Larissa Volokhonsky äußerst kritisch beurteilt), zitiert der Literaturwissenschaftler Caryl Emerson einen Brief von Judson Rosengrant, „einem professionellen Tolstoi-Übersetzer“, an den NYRB. Rosengrant schrieb eine detaillierte Fallstudie über ein einziges Verb in *Anna Karenina* – eine Formulierung, die Stiva Oblonskij häufig benutzt (*obrazuetsja*: „es wird sich schon wieder einrenken“). Beim Lesen von Rosengrants „Tour de Force“ über Morphologie und Semantik dieses Verbs „wurde mir klar“, schreibt Emerson, „wie viel wir bei einem so peniblen Handwerker wie Tolstoi wissen müssen, um noch die einfachste Äußerung einer Figur ihrer Psychologie entsprechend übersetzen zu können“<sup>†</sup>.

Wie viel wir wissen müssen,  
um zu.

„Noch die kleinste Sache, bei der ich Ihnen helfen kann“, schreibt Dorothy Bussy in ihrem Brief an Gide vom November 1931, „ist mir eine Freude.“<sup>†</sup> (Gide hatte sie um ihr Urteil zu einem Übersetzungsentwurf seines *Corydon* gebeten.) Aber Tatsache ist, diese Übersetzung ist heillos: Sie ist „von Grund auf unvorstellbar und maßlos schlecht“. Sie listet die Fehler auf:

„Der Übersetzer kennt kaum die Grundlagen des Französischen und Englischen.“

Selbst die bekanntesten französischen Idiome sind ihm fremd: *on a beau, tout au plus, il y a de quoi, faire le jeu de, faire grâce de, savoir gré à qq., tenir à qq.*, usw. usf.

Er verwechselt: *se tuer* mit *se taire*, *atteindre à* mit *attendre*, *jouer* mit *jouer*, *réseau* mit *réserve*, *rétaquer* mit *réfuter* – mit desaströsen Folgen für den Sinngehalt.

Übersetzt *factice* (künstlich) mehrmals als *facetious* (witzig).

Er kann dem Gang der Gedanken nicht folgen und gibt den Hauptsatz ständig verneinend wieder, wenn bejaht werden sollte, und umgekehrt.

Er hat keine Ahnung von der Funktion und äußerst wenig von der Bedeutung der Partikel und Konjunktionen wie *en effet, pourtant, enfin*, etc. etc.

Dutzende seiner Sätze bedeuten entweder das Gegenteil des Französischen oder haben gar keine Bedeutung oder sind unverständlich, solange man nicht mit dem Original vergleicht.

Sein Englisch ist um keinen Deut besser.

Sein Einsatz von Hilfsverben stellt mich vor Rätsel.

Seine Verwendung von *will, shall, can, may* ist mir im Englischen oder Amerikanischen so noch nie untergekommen.

Seine Präpositionen sind Fantasiegebilde.

Und wo bleiben Eleganz, Feinsinnigkeit, Differenziertheit? Himmel noch mal!“

Ein bisschen weiter unten im Brief schreibt sie: „[E]s ist mir ein Rätsel, warum ein Mann, der ein Buch nicht versteht, es übersetzen will oder warum ein Mann, der eine Sprache so schlecht versteht, denkt, er sei in der Lage, aus ihr zu übersetzen. Lauter Rätsel!“

*Vor allem anderen* braucht es also fundierte breit gefächerte sprachliche und kulturelle Kompetenzen. Zweisprachigkeit oder das, was oft als „quasimuttersprachliche Kompetenz“ bezeichnet wird, sowie vertiefte Kenntnisse beider Kulturen. Auch Belesenheit, Schreibkompetenzen und Beherrschung von Forschungstechniken plus ein scharfer kritischer Verstand sind, wenn es nach Porter geht, unabdingbar. *Dann*, und *nur dann*, kann so etwas wie Übersetzung stattfinden. Jedenfalls wenn wir solche Debakel, solches Scheitern, wie Bussy es beschreibt, vermeiden wollen (wobei die Qualität jeder beliebigen Übersetzung eine Bestätigung – eine Art Diagnosemittel – dafür ist, inwieweit diese Wissensgrundlagen tatsächlich vorhanden waren). Ich verstehe ja die Logik und Notwendigkeit dieser Argumente. Trotzdem frage ich mich: Ist das wirklich immer so? Muss es immer so sein?